

UM DIE URZEIT DER ARISCHEN VORGERMANEN

Von Alois Cloß

In einem ersten Aufsatz (diese Zeitschrift 138 [1940] 48-54) beschäftigten wir uns mit der allgemeinen Lage in der heutigen Urzeitforschung und mit der Gruppe von Sonderfragen, an die jeder zuerst denkt, wenn vom Urzeitlichen die Rede ist, nämlich jenen über die ältesten Zustände der Menschheit und der Religion jenes Zeitalters. Daß auch noch die Anfänge der im Kulturlauf gewaltig emporgestiegenen Geschichtsvölker samt und sonders der Urzeit angehören und daß daher auch sie Gegenstand der Urzeitforschung sind, kommt uns meist zu wenig zum Bewußtsein. Dabei soll und darf nicht übersehen werden, daß bei den Ursprüngen der Hochkulturvölker und unter diesen wieder der erfolgreichsten von allen, der Indogermanen, gegenüber den ersten Menschheitsanfängen große Besonderheiten zu beachten sind, vor allem die Rolle der völkischen Eigenart als Wurzel der Kulturentstehung.

Mit dem Indogermanischen befinden wir uns zweifellos auf der kulturellen Gipfelinie der Menschheit. Bei aller Relativität des Kulturempfindens wird daran kaum gerüttelt werden können. Darüber zu streiten, ob diese Höhe rein zufällig auf Umwelt und bloßer Anhäufung von Kulturgütern beruht, oder ob sie aus der Natur des dahinter stehenden kollektiven Menschentums hervorgegangen ist, kann heute ebenfalls als müßiges Geschäft beiseite gelassen werden. Kultur als aus einer Volksseele lebendig erwachsendes Sondergebilde ist heute selbstverständliche Erkenntnis geworden gegenüber einer zu einseitigen Betonung der Geburt des Kulturhaften aus dem bewußt formenden Persönlichkeitskern. Beide Standpunkte müssen sich nur dann bekämpfen, wenn der eine den andern ganz leugnet oder ihn zu stark in der Kulturphilosophie vernachlässigt.

Als die WS (Wiener Schule) mit einigen ihrer Mitglieder an die in schriftleerem und vorläufig auch durch Funde noch nicht gesichertem Raum etwa zwischen dem 5. und 3. Jahrtausend v. Chr. sich bewegende Frage nach den Ursprüngen des Indogermanentums herantrat, war jene Erkenntnis in den Gemütern der Betreffenden noch nicht recht durchgebrochen. Teilweise glaubte man sich sogar dagegen grundsätzlich stellen zu müssen. So entstand ein alles Sachliche trübender Verdacht, es sei in solchen Arbeiten bewußt gegen die Ehrfurcht vor der Eigen- und Urständigkeit der Wurzeln des deutschen Wesens abgezielt, also gegen

jene Geisteshaltung, auf welche der Rassengedanke am schärfsten bedacht ist und die schon früher das Erziehungsziel der Deutschen Volkskunde war. Aber auch den, der keinen Verdacht hegte, mußte ein vielleicht zu schwacher Sinn für das Ganzheitliche und gewissermaßen in jedem Teilchen Ganze des nationalen Volkstums bei solchen befremden, die an ein derartiges Gebiet sich herangetrauten.

Trotz dieser Ungunst der äußeren Ansatzverhältnisse bedeutete es in der Geschichte der Indogermanenfrage doch einen ganz neuen Abschnitt, daß sich die kulturhistorische Ethnologie einschaltete. Lange war der Gegenstand lediglich in den Händen der vorwiegend sprachkundlichen Indogermanistik mit stärkster Beteiligung der Germanistik gewesen, die durch Schlüsse aus dem gemeinsamen Sprachgut bei den verschiedenen indogermanischen Völkern möglichst weit in die Vergangenheit hinabzuschürfen suchten. Eigentlich verlief auch die Arbeit dieses ersten Abschnitts schon notwendig, wenn auch unbewußt, unter Anwendung der allgemeinen Grundsätze des Kulturvergleiches. Weil nur die genannten Wissenszweige die ausgedehnte Stoffkenntnis hinsichtlich des Indogermanischen und die Einsicht in das Walten verbindender Sprachgesetze vermitteln, stand der Anbruch des Themas vom Ursprung und der Urheimat des Indogermanen auch zunächst ihnen zu. Wer immer von einer andern Seite her sich darum bekümmern will, bleibt in allem auf ihre Vorarbeiten angewiesen. Mit Kossinna setzte dann als zweiter Abschnitt der großzügige Versuch ein, die Germanen in ihren verschiedenen Stämmen und als Gesamtvolk durch die Bodenaltertumskunde in urzeitliche Kulturprovinzen zurückzuverfolgen und auf diese Weise auch auf das indogermanische Wurzelgebiet zu stoßen. Je weiter man dabei vom Germanischen weg kam, desto dunkler wurde die Sache und desto aussichtsloser war es, die Lösung nur auf prähistorischem Weg zu erzielen. Menghin blieb grundsätzlich auf der Linie derer, die nichtsdestoweniger die Entscheidung in diesem Punkt allein der Prähistorie vorbehalten wissen wollen und sie auch lediglich von hier aus versuchen¹. Genau an dieser Stelle

¹ Daß man prähistorisch in dieser Sache zu weit auseinandergehenden Ergebnissen kommen kann, beweist der Gegensatz: Menghin für das Ostseegebiet (allerdings nie in einer eigenen Schrift über diesen Gegenstand, sondern nur in seiner Weltgeschichte der Steinzeit) und Pittioni (WBfKL IV) für den eurasiati-

kommt es zum dritten Abschnitt, zum Eingriff vonseiten der Ethnologie der WS in das Gebiet. Dabei rüstete man sich sorgfältig im Universitätsbetrieb der Indogermanistik und der Germanistik (Koppers schon als Doktorant bei L. v. Schroeder und Al. Closs zur Vorbereitung auf das allgemein religionsgeschichtliche Lehramt bei Reichelt und Much²) sowie in lebendiger Berührung mit den Wiener prähistorischen Instituten darauf, die Forschungsweisen einer „Universalethnologie“ wirksam auch auf die Indogermanen- und Germanenfrage zu übertragen. Die Hauptarbeit begann erst jenseits dieser Vorstudien mit der ethnologischen Beziehungsforschung.

Da war es nun keineswegs rein äußerlich bedingt, daß die WS, nachdem ihr schon vorher die ethnologischen Kulturkreise ins Wanken gekommen waren, am neuen Unternehmen in ihre entscheidende Schwierigkeit geriet. Auf dem neuen Boden hatte sie ja überall mit viel mehr Einzelheiten zu rechnen, wodurch sich die Untersuchung bei jeder Zelle des verschlungenen Fragegewebes, das zu bewältigen war, überaus verwickelte und der Stoff im ganzen schier über das einem Menschen Mögliche hinauszuwachsen schien. Schon das allein bedeutete aber eine Kraftprobe nicht bloß für den Arbeiter, sondern noch mehr für die Methode selber. Sie schien sich da in ihrer Zielsetzung zu übernehmen. Außerdem mußten sich auch bei sorgfältiger Handhabung natürlich alle Gefahrenpunkte dieses kulturhisto-

rischen Verfahrens oder gar etwaige innere Fehleinstellungen bei einer derartigen Aufgabe noch viel mehr auswirken als sonst. Das galt besonders dann, wenn wirklich, wie behauptet wurde, das methodische Erbübel, das der Kulturhistorie als solcher im Blut lag, eine zu geringe Rücksicht auf das Volkhafte in den Kulturen war³. Schließlich kam noch dazu, daß sich die Völkerkunde, auf der bei aller Kulturhistorie das Schwergewicht ruht, gegenüber der urgeschichtlichen Schwester auf diesem neuen Gebiet in einer höchst nachteiligen Lage befand. Die Prähistorik hatte sich durch den von ihr gelieferten schlagenden Nachweis der altgermanischen Kulturhöhe und dadurch, daß sie die Kunde vom germanischen Lebensraum weit in die Urzeit hinab geführt hatte, ein anerkanntes nationales Verdienst erworben. Ihr Vorrang in der Germanenforschung gegenüber der Ethnologie war also gewissermaßen verbrieft. Alles, was sie in dieser Richtung erarbeitet hatte, schien von vornherein, genau so wie das berichtsgeschichtlich erfaßbare germanische Wesen, hoch über den kulturell stehengebliebenen Gegenwartsprimitivvölkern und über jedem Vergleich mit ihnen zu stehen. Zum mindesten habe ein deutscher Forscher, so wurde später erklärt⁴, in Abhängigkeitsfragen bei solchen Vergleichen sich immer zu Gunsten und nie zu Ungunsten des nationalen Erbes zu entscheiden. Stand so die Völkerkunde gegenüber der indogermanischen Kulturwelt schon ihrer Natur nach als ein wenig berechtigter Eindringling da, dann um so mehr, wenn sie als Kulturhistoriker darauf ausging, Zusammenhänge vom Germanischen zum Ethnologischen hinüber aufzudecken. In diesem Punkt mündete ihr Unternehmen schon von der rein sachlichen Seite in die oben geschilderte kritisch geladene Ausgangsstellung.

Die bisher erschienenen Artikel dieser Gattung⁵

³ Der Vorwurf darf nicht zu grob verallgemeinert werden. Auch Schmidt schreibt das, was er Urkultur (und Urreligion) nennt, nicht dem ersten Menschenpaar, sondern schon einem von diesem stammenden Urvolk zu (Bornemann a. a. O. S. 13). Von den andern haben der stark anthropologisch eingestellte Gusinde und der funktionalistisch gebildete Führer-Haimendorf am meisten das Volk in der Kultur der Primitiven beachtet.

⁴ Dieses methodische Prinzip wird von W. Wüst, dem neuen Herausgeber des Archivs für Religionswissenschaft, verkündet (ARW 1939, S. 86 ff.) und auch von J. W. Hauer nachdrücklich gefordert (ebd. S. 15 16 22 39).

⁵ Diese sind: die Koppersche Studie über das Pferdepfer, in der alle andern einschlägigen Studien des Gelehrten verzeichnet sind (Wiener Beitr. f. Kl. IV 1936), und W. Schmidt, Volk und Rasse², Salzburg-Leipzig 1935 (stark politisch orientiert). Ferner Closs mit seiner Semnonenarbeit (WB IV) und „Das Heidentum der Altgermanen“. Sonderdruck. Salzburg-Leipzig 1939. Schließlich Slawik über die Geheimbünde der Germanen und der Japaner (WB IV).

schen Kreis Richthofens. Obwohl aus der Schule Richthofens selber eine Ablehnung erfolgte (J. Kilian, Waren die Träger des nordeurasischen Kreises Indogermanen? Mannus 1938, S. 454 ff.), war der Versuch doch insofern dankenswert, als auch der Germanist F. R. Schröder, unabhängig von Brandenstein, auf dem Pittioni fußt, kurz vorher das Urindogermanentum einer „eurasiatischen“ Kultur- und Völkergemeinschaft zugerechnet hatte (DLZ 1936, Sp. 1791), ohne sich dabei freilich auf den prähistorischen Kreis Richthofens zu beziehen.

² Die Fachgermanisten aus dem Kreise Muchs hatten bei der Erörterung, die sich entspann, Anspruch darauf, daß niemand meinen konnte, meine grundsätzliche Auffassung des Verhältnisses von Germanen- und Völkerkunde wäre auch die ihrige. Dem habe ich auch dadurch Rechnung getragen, daß ich schon in meiner Semnonenarbeit den Umfang meiner Much-Schülerschaft genau auswies und dann dies auch vor der Öffentlichkeit wiederholte (ARW 1938, S. 185). Much hatte einen geradezu bezeichnenden Sinn für Primitivgut im Altgermanischen. Dieser besonderte sich dann innerhalb eines Teiles der Schülerschaft in einer angesehenen volkskundlichen Richtung (Aal, Höfler, Stumpfl, Wolfram), während Much selber sich auch gegenüber unsern völkerkundlich kulturhistorischen Absichten unbefangen, ja sogar freundlich aufgeschlossen verhielt (vgl. „Anthropos“ 1939, S. 448) und wenigstens mir persönlich in seinem Institut und Seminar jede Förderung zuteil werden ließ, obwohl ihm meine Einstellung bekannt war.

konnten sich jedenfalls nicht jener Stimmung erfreuen, die einen neuen Weg in der Wissenschaft erleichtert. Sie gerieten auch rasch in schweres Kreuzfeuer zwischen neugerechter nationaler Altertumskunde, nicht-kulturhistorischer Völkerkunde und der Universalreligionsgeschichte Hauerscher Richtung. Da die Dinge jetzt erst recht im Gange sind, insofern die Angegriffenen noch nicht recht Gelegenheit hatten, sachlich zu erwidern, kann vorläufig nicht von dem gesprochen werden, was an jenen Versuchen vielleicht die Feuerprobe in stofflicher und theoretischer Hinsicht siegreich durchzustehen vermochte, und was etwa verfehlt war. Worum es aber noch mehr geht, das ist die Frage, ob nun der kulturhistorischen Forschung überhaupt jedes Recht und jede Aussicht auf Erfolg bei Indogermanenfragen von Grund auf für immer entzogen ist. Nach dem Anlageplan unserer Überschau wird die Antwort in der Form gegeben, daß wir lediglich das Wesentliche, das hinter diesem Streit liegt, an den beiden urzeitlichen Hauptwissenschaften kurz umreißen.

1. In der Prähistorik verhält es sich so: Die Bodentaltertumskunde hat die dem Urgermanentum zugehörige Kulturprovinz (ein Gebiet um die Ostsee und südlich bis zum Harz, etwa um 1800 v. Ch.) stichhaltig nachweisen können⁶. Daß diese Gegend auch der Bildungsherd der vorausliegenden indogermanischen Urgemeinschaft gewesen sein müsse, wird zwar vereinzelt behauptet, widerstreitet aber vielen gegenteiligen Beobachtungen nordischer Prähistoriker⁷. Dagegen herrscht wenigstens unter den deutschen Urgeschichtlern recht gute und wohlbegründete Übereinstimmung über den schnurkeramischen Kreis in Mitteldeutschland: er muß schon indogermanisches Gebiet gewesen sein, bevor es noch eine germanische Stufe gab.

An sich läge es nun gewiß nahe, diese Schnurkeramiker selber gleich als die Urindogermanen anzusehen, zumal, wie F. K. Bicker ausführt⁸, gewisse Formenreihen von Geräten in Thüringen sich örtlich gut in eine ältere Schicht hinabverfolgen lassen. Doch ist die schnurkeramische Kultur als Ganzes von dieser Grundlage wieder so weitgehend verschieden, daß sehr wohl am Beginn der Steinzeit in jener Gegend an die Zuwanderung eines neuen Volkstums gedacht werden kann. In den Skeletten der schnurkeramischen Gräber läßt

sich zwar kein Mischungsvorgang verfolgen, denn die fälischen und die nordischen Typen, die beiden Haupttrassen im Aufbau des heutigen Germanentums, erwiesen sich bei einer Untersuchung durch Heberer⁹ dort schon fast gleichmäßig verteilt; aber es könnte sein, daß es sich bei jener Einwanderung um ein Ereignis der beginnenden Jungsteinzeit handelte und daß die Durchdringung rasch erfolgte.

Wer dem rassenspsychologischen Unterschied mehr Bedeutung zumißt als der körperlichen Außenform, wird von vornherein zwei seelisch einander so gegensätzlich gegenüberstehenden Rassen (trotz der beiden gemeinsamen heldenhaften Art zerfallen sie in Beharrungstyp und Bewegungstyp) zuschreiben, daß sie einmal jede für sich auch ein eigenes Volk gebildet haben. Das schließt natürlich nicht aus, daß sie wurzelhaft inniger miteinander zusammenhängen als mit andern Rassen. Das Cromagnonvolk reicht in seinen Ursprüngen bis in die Zeit des Aurignacmenschen zurück, während die Teutonordiker sich erst später herausgeprägt haben. Sie unmittelbar von der Form des Cromagnontyp als bloße Abart herzuleiten, geht nicht gut an, weil der Cromagnonmensch durchaus gesondert ist, Abspaltungen aber nur von unentwickelteren Formen ausgehen. Auch fällt auf, daß jene Schädelbildungen, die der heutigen nordischen Rasse am ehesten vorausgegangen sein könnten, am frühesten stark im Osten, vorwiegend in Mähren (Typus Brück) begegnen¹⁰. Daß ein Wurzelschlag hellfarbiger europäischer Rassen überhaupt ganz gut in seinen ersten Anfängen noch viel weiter im Osten, im Altai-gebirge, hätte entspringen können, in grauer Vorzeit natürlich, in der seinerzeit vom Eis freibleibenden, aber ganz umflossenen „sibirischen Tasche“, ist die Ansicht Eickstedts. Auch Sieglin¹¹ stellte sich die Dinge ganz ungezwungen in dieser Richtung vor. Nordwesteuropa braucht deshalb keineswegs als Urstätte heller Rassen ausgeschlossen zu werden, nur war es dort nicht die kühle maritime Umwelt, die solches zustande bringen konnte (wie Reche meint), sondern starke Klimaschwankungen im Bereich des Diluvialeises. Für die Entstehung des Indogermanentums bleiben an sich beide Mög-

⁹ G. Heberer, in „Veröffentlichungen der Landesanstalt für Volkskunde zu Halle“ 1938, Heft 10.

¹⁰ Die von Kossina als Frühzeugen des nordischen Typs in Norddeutschland in Anspruch genommenen Schädel im Havelland (am Pribitzer See) sind nach H. Weinert (siehe diese Zeitschr. 138 [1940] S. 222, Anm. 29) nicht datierbar, sie können ganz gut erst neolithisch sein.

¹¹ W. Sieglin, Die blonden Haare der indogermanischen Völker im Altertum. München 1935. Siehe besonders seine auf S. 9 ff. mit Berufung auf Ratzel gemachten, nunmehr durch Eickstedt tiefer begründeten Ausführungen.

⁶ Die beste Darstellung von Sprockhoff in der H. Hirt-Festschrift I S. 257 ff. — Über die Wirthschafts Ideen von der Urzeit der Germanen siehe Al. Cloß, Heidentum der Altgermanen (a. a. O. S. 182 ff.).

⁷ Nicht einmal Aberg, der bedeutendste Kenner und Gewährsmann in Sachen der nordischen Kultur, vertritt die Ostsee(Nord-)these. Siehe MWAG 1937, S. 140.

⁸ F. K. Bicker, ein Bericht in KZ 1937, S. 24 ff.

lichkeiten vom rein geologischen und anthropologischen Standpunkt aus durchaus offen. Eine Entscheidung fällt von dieser Seite her nicht.

Dafür läßt sich aber aus Tatsachen, die erst in allerneuester Zeit beweiskräftig herausgearbeitet wurden, klar erkennen, daß das cromagnoise Bevölkerungselement, heute noch als fälische Rasse in Schweden und in Westfalen, und vor Columbus auf den Kanarischen Inseln der beherrschende Typ, im alten Westeuropa noch stärker und ausgesprochen volkhafte ausgebreitet war, aber keineswegs als „Frühindogermanen“ in Betracht kommen kann, obwohl man dies noch vor kurzem behauptet hat¹². Funde aus dem Kreis Soest, seit 1934 durch Stieren und Heiderich untersucht (mir leider nur aus Zeitungsberichten zugänglich), bestätigen eine rassisch ziemlich gleichwertig cromagnoise Steinzeitbevölkerung von Westfalen bis Frankreich, die ohne merkbare Beziehung zu Mitteleuropa da steht. Dadurch büßen die Ergebnisse von Heberer die ihnen vom Autor zugeschriebene Beweiskraft gegen eine Mischung zweier verschiedener Völker zur schnurkeramischen Bevölkerung so gut wie ganz ein. Noch Wichtigeres wurde durch den heute gewiegtsten Kenner der Kanarischen Altertumskunde, den Wiener Ethnologen D. J. Wölfel¹³, beigebracht. Er hat eine neue, die kanarische Prähistorie und (zum ersten Mal) die Sprache der Kanarier aufhellende Quelle veröffentlicht. Aus ihr geht nun einwandfrei hervor, daß sich dieser Restteil des neolithischen Cromagnonvolkes rassisch und kulturell zu den nordafrikanischen Berbern verbindet und zu den Germanen und Kelten nur so weit, als sie sich von demjenigen stark unterscheiden, was uns als arische Urgemeinschaft hinter den Indern und Persern und als noch ältere indogermanische Urgemeinschaft hinter allen indogermanischen Völkern durch sprach-, religions- und kulturvergleichende Arbeit an historisch überlieferten (also nicht urgeschichtlichen¹⁴) Quellen erkennbar ist.

Das alles mußte hier entwickelt werden, um genügend deutlich in die Erscheinung treten zu lassen, daß die Anfänge des Urindogermanentums prähistorisch noch gänzlich strittig sind und daß deshalb keine Aufstellung darüber irgend einen

amtlichen Charakter beanspruchen kann. In der Tat sehen wir hervorragende Rassentheoretiker, wie insbesondere H. F. K. Günther, keineswegs die Ansicht teilen, daß die Urheimat der Germanen (um die Ostsee herum) notwendig auch die der Urindogermanen gewesen sein müsse. Die Wiener Ethnologen allerdings haben sich in jenen oben erwähnten Arbeiten zur alten Ostthese (Heimat in Südrußland) bekannt. Allerdings leidet diese daran, daß sie mit einem prähistorischen, wenigstens von der jüngeren Steinzeit nach abwärts, so gut wie leeren Raum arbeitet und ihre entscheidendsten Beweise vorwiegend aus dem ethnologischen Vergleich holt, von dem wir jedoch oben gehört haben, daß ihm für Germanen- und Indogermanenfragen durch die Rücksicht auf die rassentheoretische Auffassung vom nordischen Menschen und seiner Kultur ein gesinnungsmäßiges Veto entgegensteht^{14a}.

2. Mit der grundsätzlichen Berechtigung eines solchen Vetos gegen die beziehungsforschende Ethnologie in Dingen, die mit der Entstehung des Indogermanentums zusammenhängen, haben wir uns nun noch zu beschäftigen. Primitive stehen zu weit ab von den Indogermanen mit ihrer Kulturhöhe und ihrer Kulturkraft, als daß angenommen werden könnte, sie hätten indogermanisches Volkstum mitgestalten können oder stünden ihm auch nur wurzelhaft nahe. Man braucht sich gegen diesen rassentheoretischen Grundsatz nicht zu wehren und kann doch ethnologischer Kulturhistoriker mit Bezug sogar auf die Germanen sein. Was nämlich die bisherigen Arbeiten dieser Art betrifft, so haben sie keineswegs, wie Hauer in unverständlicher Verkennung immer wieder behauptet¹⁵, den Standpunkt verteidigt, die Indogermanen oder gar die Germanen hätten alles von auswärts „entlehnt“. Wir haben bloß nähere und entferntere Gemeinsamkeiten mit andern Völkerfamilien vertreten

^{14a} Ernst zu nehmende sachliche Gründe für einen beträchtlichen inneren Abstand zwischen sämtlichen alt-europäischen Urzeitkulturen und den heutigen Naturvölkern brachte F. Keiter (Rasse und Kultur II, Stuttgart 1938, S. 27 ff.) vor, ohne damit freilich den Gedanken an einen entfernteren, bald engeren, bald weiteren Zusammenhang schon in jeder Hinsicht widerlegt zu haben.

¹⁵ ARW 1939, S. 16 ff. Entlehnungen nahm Cloß für die Germanen nur dort an, wo durch die Quellen bezeugte Bräuche nach dem damaligen Stand der Forschung ganz allgemein als so stark ungermanisch empfunden wurden, daß man den Berichterstatter Tacitus deswegen mitunter sogar der bloßen Fabeli bezichtigte, nämlich beim semnonischen Eintrittsritual (Fesselung aller beim Opfer und ein Nichtaufstehendürfen nach unvorhergesehenem Sturz im heiligen Bezirk. Zu letzterem Brauch, der besonders fremd anmutete, siehe jetzt eine gute Verbindungslinie nach Skandinavien: S. Gutenbrunner, Acta phil. Scand., Kopenhagen 1940, S. 103 ff.).

¹² Huth, Germanien. Monatshefte für Germanenkunde. 1937, S. 50 ff.

¹³ D. J. Wölfel und Leonardo Torreali, Die Kanarischen Inseln und ihre Bewohner. Leipzig 1940. (Siehe meine Besprechung „Anthropos“ 1940.)

¹⁴ Prähistorische Spuren der urindogermanischen Religion gibt es nicht. G. Wilke, Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung (Leipzig 1933) und J. Strzygowski, Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst (Heidelberg 1936; Besprechung „Anthropos“ 1938, S. 983 ff.), fußen auf recht anfechtbaren Rückdeutungen aus der Zeit später einzelvolklicher Aufspaltung.

und dabei wieder nur mit solchen Gruppen gerechnet, die selber irgendwie bedeutsam in den Kultur-gang einzutreten vermochten. Die Polynesier wird ja wohl überhaupt niemand mehr von der Nähe zu den Indogermanen ausnehmen wollen, obwohl sie rassisch nicht dem nordischen (und fälischen), sondern dem mediterranen Typus nahestehen. Desgleichen dürfte hinsichtlich der Finnen, die Flor am hartnäckigsten in die Indogermanenfrage eingeschaltet hat, kein allzu großes grundsätzliches Bedenken bestehen. Es bleiben also nur die Turko-Mongolen. Sie sind in der Tat der ärgste Stein des Anstoßes geworden, weil ihnen, den rassisch so weit Abstehenden, insbesondere von Koppers zugetraut wurde, mit den Indogermanen in einem näheren Verhältnis von Urgemeinsamkeiten ge-standen zu haben^{15a}.

Der Hinweis auf den Unterschied zwischen turkomongolischer Sprachfamilie und mongolischer Rasse nützt hier nicht viel, denn es wird sich kaum leugnen lassen, daß der turkomongolische Sprachstamm jener ist, in dem die mongolide Rasse am stärksten in eine hochkulturelle Eigenentfaltung eintrat. Dabei bleibt es bei den gegebenen Verhältnissen durchaus sinnvoll, im Gobineauschen Sinn zu fragen, ob sie ohne ein starkes, besonders in den Turkvölkern aufgegangenes hellrassiges Element zu dieser Entfaltung gekommen wäre. Der starke Anteil einer solchen Rasse insbesondere an Fürstengeschlechtern wurde nicht bloß von H. F. K. Günther, sondern auch von Eickstedt behauptet und, man kann ruhig sagen, gut begründet¹⁶. Da kann sehr wohl manches auf Übertragung von den Indogermanen zu den Turko-mongolen beruhen. Vielleicht gehört dazu, was Hauer über die Umwandlung des Dioskurenpaars ins Turkomongolische ausgeführt hat. Denn auch in China läßt sich ein solcher Vorgang am Brüderpaar Ho-Ho zum mindesten wahrscheinlich machen¹⁷, während man bei den Finnen für die Dioskuren kaum schwache Spuren antrifft¹⁸. Ganz

sicher irrt aber Huth mit seiner Behauptung, auch der mongolische Feuerkult beruhe auf solchen Einflüssen¹⁹. Wäre dieser erst mit gewissen Herrscher-geschlechtern nach Innerasien gekommen, dann wäre es eben das Staatsfeuer (und am Ende auch die Vestalinnen) gewesen, so aber findet sich bei diesen Völkern überhaupt nur das private Herdfeuer und dieses, wie Dyrenkova²⁰ für die türkischen Teleuten und Sandschejew²¹ für die mongolischen Burjäten gezeigt haben, als ganz altes, fast bei allen Stämmen verwurzeltes Volks-gut. Hierin schließen sie sich bedeutsam durchaus im Gegensatz zu den Tungusen, die keinen Herdfeuerkult haben, mit der altarktischen Schicht (ein durchaus ethnologischer Begriff) zusammen, die Hauer neuerdings für die Entstehung des Urindogermanentums in Anspruch nimmt. Sie hängen in diesem Punkt auch mit vielen nordamerikanischen Völkern zusammen²², deren rassische Zugehörigkeit (ob stärker europid oder stärker mongolid) erst noch näher festgestellt werden müßte. An diesem Beispiel sieht man wohl eindrucksvoll genug, wie vorsichtig man mit einem Veto gegen die Kultur-historie in rassentheoretischen Untersuchungen sein muß, wenn man sich nicht den Weg zu tieferen Erkenntnissen selbst künstlich verrammeln will. Dabei darf man sich natürlich nicht verhehlen, daß die Ursprünge des Mongolentums nicht weniger urzeitlich sind als die des Indogermanentums, nur daß wir für die innerasiatischen Völker bei weitem nicht über die sprachgeschichtlichen Vorarbeiten und über die Unmenge von kulturgeschichtlichem Ausgangsstoff verfügen, an welche in Europa insbesondere für alles Indogermanische die beiden spezifischen Urzeitwissenschaften Ethnologie und Prähistorie mit ihren Bemühungen erfolgreich anknüpfen können. Gewiß ein ernster Grund zur Vorsicht und Genügsamkeit auf diesem Gebiet!

Alles in allem wird aber nach den vorgebrachten Überlegungen kaum mehr ein sachlich begründetes, grundsätzliches Hindernis einem weltweiten ethno-

bezeugt. Vgl. Czaplíka, *Aboriginals of Sibiria*, Oxford 1914, S. 288 ff.

¹⁹ O. Huth, *Der Feuerkult der Germanen*. ARW 1939, S. 108 ff.

²⁰ N. P. Dyrenkova, *Kult ognja i Altaicev i Teleut*. Sbornik Mus. Anthr. i Ethn. pri Akadj. VI. Leningrad 1927.

²¹ G. Sandschejew, *Weltanschauung und Schamanismus der Alaren-Burjaten*. Anthropos 1927, S. 583, und 1928, S. 967.

²² Gute Zusammenstellung und Gliederung von zwei Typen (Profanherd kultisch behütet, das Feuer im heiligen Kegeldachzelt) bei W. Schmidt, UdG VI, 1935, S. 75 f. Diese und die beiden in den vorigen Anmerkungen genannten Arbeiten übersehen zu haben, ist einer der vielen das Ergebnis entwertenden Fehler des an sich ideenreichen und anregenden Huthschen Versuches.

^{15a} In der Frage einer eigenen Hochkulturkraft der mongoliden Rasse fällt nach der positiven Seite u. a. sehr ins Gewicht, was inzwischen Keiter (a. a. O. S. 60 ff.) über die bei dieser Rasse besonders starke Menschenballung als günstige Allgemein Voraussetzung des Aufstieges von Hochkulturen ausgeführt hat.

¹⁶ E. Eickstedt, *Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit*, Stuttgart 1934, S. 273 ff.

¹⁷ L. Sternberg, *Le culte jumeaux en Chine et les influences indiennes*. Sbornik Mus. Anth. i Ethn. pri Akadj. Nauk VI, 1927, S. 1 ff. Die Plastiken auf Tafel 1, Figur 2 und 3, sowie die Bilder, ebd. Sbornik V, 1917/25, S. 270—289, beweisen die volle Anpassung des heroischen Brüderpaars an die Niedlichkeit des chinesischen Wesens.

¹⁸ Vereinzelt, für die Wogulen, ist ein den Menschen hilfreiches Paar von Söhnen des Schöpfers Kors Torum

logischen Vergleich auch in indogermanischen und germanischen Angelegenheiten zum Zweck eines tieferen Eindringens in urgeschichtliche Verhältnisse in den Weg gelegt werden können. Der Vergleich selbst wird freilich erst dann recht gedeihen, das hat uns die Erfahrung deutlich gelehrt, wenn in Zukunft die gerade an diesen Arbeiten neu aufgetauchten Fragen bis ins Kleinste durchverfolgt und geklärt werden und wenn Rassenkunde in der Form der Rassenpsychologie in die Arbeitsweise ernsthaft mit hereingenommen wird.

Aus dem in den beiden vorhergehenden Abschnitten Gesagten folgt aber von selbst, daß auch eine weitere Verteidigung der älteren, nunmehr stark bedrängten Ansicht von einer östlichen Herkunft der Urindogermanen, wenn sie rein wissenschaftlich bestimmt ist, weder als gegen die nationale Ehre gerichtet noch als den wissenschaftlichen Fortschritt hemmend geächtet werden kann. Ersteres nicht, weil prähistorisch zum mindesten von der Schnurkeramik an alles strittig ist und weil völkerkundlich keine Entlehnung der germanischen oder indogermanischen Kultur von außen her vertreten, sondern hauptsächlich die Frage nach Urgemeinsamkeiten und, wie diese sich verteilen, gestellt wird. Das zweite nicht, weil sachlich noch keineswegs alles, was früher einmal als entscheidend für eine Ostheimat angesehen wurde, widerlegt ist und noch dazu von drei Seiten her sogar Neues zur Sprache gebracht wurde. Im Rassenkundlichen wuchs die Erkenntnis vom Vorhandensein mindestens zweier hellfarbiger Bevölkerungsteile im alten Zentral- und Nordasien zu, nämlich der blonden Usenen und Kirgisen auf der einen²³ und der paläoasiatischen Rasse²⁴ auf der andern Seite zu. Dadurch verstärkten sich die früher erwähnten Möglichkeiten für die Entstehung auch der teutonordischen Rasse im Altaigebiet um ein beträchtliches. Von der Indogermanistik her haben sich erst jüngst zwei namhafte Forscher, jeder von einem andern Standort aus, der eine, N e h r i n g, durch eine Verbindung des alten rückschließenden Verfahrens mit Prähistorik und Rassenkunde, der andere, Brandenstein, ganz neuartig und höchst verdienstvoll auf dem Weg der Scheidung einer älteren und einer jüngeren indogermanischen Entwicklung mit Hilfe

der Etymologie für die östliche Herkunft der Urindogermanen entschieden²⁵. Liegt in diesen Arbeiten der Schwerpunkt mehr in einer neuartigen Gliederung und Bearbeitung des uns quellenmäßig erreichbaren Indogermanischen, so hat die Ethnologie, und eigentlich sie allein, eine einheitlich geschlossene Summe neuer Tatsachen in die Waagschale geworfen, mit dem man sich früher überhaupt nicht auseinandergesetzt hatte, eben jene Vergleichspunkte mit den Völkern östlich von den alten Ariern. Weil nur von hier aus ein Zustrom in stofflicher Beziehung von größerem Ausmaß erfolgte, fällt auch der kultur- und motivvergleichenden, d. i. also der kulturhistorischen Völkerkunde noch am ehesten die gewiß unangenehme, aber immer sehr ernst zu nehmende Pflicht des defensor vinculi zu. In dieser Aufgabe hätte sie in methodischer Hinsicht auch dann vorläufig noch am Platz zu bleiben, wenn wirklich der Kampf schon endgültig gegen die Ostheimat entschieden wäre. Denn offenkundig ist es auf diese Weise möglich, neue, wichtige Sachverhalte noch genauer an den Tag zu bringen^{25a}. Daß wenigstens in dieser Richtung jene heißumkämpften Wiener Untersuchungen unter allen Umständen einen achtenswerten Ertrag eingebracht haben, gibt sogar Hauer zu²⁶. Was jene

²⁵ Beide WbFKL IV. Die Einwände Hauers (ARW 1939) und Spechts (KZ 1939) gegen die von Brandenstein ergebnisweise vertretenen nomadistischen Anfänge der Indogermanen haben gewiß viel für sich, ohne daß aber die Schärfe der Kritik den Forschungswert des ganzen Brandensteinischen Verfahrens völlig zerstören könnte. Einen urindogermanischen Nomadismus hatte auch schon Koppers in seiner gleichzeitigen Pferdeopferstudie aus ethnologischen Gründen aufgegeben. Eine Ostthese kann in Zukunft auf den Nomadismus wohl auch kaum mehr aufgebaut werden. Das sagt aber noch lange nicht, daß nicht wenigstens eine protoindogermanische Schicht noch nomadistisch war, oder daß nun, da die Urindogermanen wohl endgültig bereits als Ackerbauer anzusehen sind, schon ihre norddeutsche oder gar skandinavische Heimat wie von selbst sicherstünde.

^{25a} Mit Rücksicht darauf ist es erfreulich, daß erst jüngst wieder einer den Kaukasus in neuartiger Weise geltend machenden Stimme zu Gunsten der Ostthese, nämlich dem Georgier Margwelaschwili, im Fachorgan der deutschen funktionalistischen Ethnologie Raum gegeben wurde (Z. f. Anthropol., Völkerf. u. kol. Kulturwandel 1940, S. 17ff., insbesondere S. 19).

²⁶ Hauer sagt in seinem scharfen Angriff gegen das Indogermanenwerk der WS (WbFKL IV): „Man wundert sich immer wieder, welche Fülle von Stoff diesen Autoren zur Verfügung steht, und ist beeindruckt von dem Fleiß, mit dem alles oft von weit her zusammengetragen wird. Auch soll nicht verschwiegen werden, daß die Koppersschen Bemühungen, ethnologische Betrachtungsweisen in die Germanenfrage einzuführen, sehr anregend wirken und uns den Blick öffnen für Tatsachen, die leicht übersehen werden. (Von Cloß gesperrt.) Aber die Art, wie

²³ Hierüber Näheres bei Bogoras, Sbornik Mus. Anthr. i Ethn. pri Akad. Nauk VI, 1927, S. 55 ff. (Die chinesischen Annalen reden von rothaarigen und blauäugigen Völkern, die sogar innerhalb Chinas gelebt haben.) Bogoras meint (S. 58), daß diese blauäugigen, langköpfigen „asidischen“ Völker der chinesischen Überlieferung mit den Finnen zu tun hätten und keineswegs so hellfarbig gewesen wären; es ist dies aber nicht beweisbar und im ganzen wohl auch nebensächlich.

²⁴ J. Czekanowski, Zur Anthropologie der Ugrofinnen. In „Mémoires de la Société Finno-Ougrienne“ 1933, S. 65 ff.

von den Ethnologen behaupteten Urgemeinsamkeiten betrifft, so bleiben bei allen erhobenen Einwänden die betreffenden Tatsachen noch immer recht bedeutsam zum mindesten für Vorgänge, die unmittelbar vor der Bildung des Urindogermanischen, d. i. im Protoindogermanischen liegen und deshalb zur Indogermanenfrage sehr wohl Bezug haben.

Erweitern wir nun zum Schluß den Gesichtskreis wieder vom Besonderen auf das Allgemeine, dann brachte der abgeschlossene Bericht wohl durch sich selbst die Rechtfertigung dafür bei, warum er zu keiner Übersicht über die in Deutschland besonders hochgeschätzten, eifrig betriebenen und dort auch besonders erfolgreichen Grabungen und Feldforschungen der Bodenaltertumskunde zwischen dem Ende des Weltkrieges und dem Anfang des deutschen Schicksalskampfes geworden ist. An sich bedarf das bei dem bedeutenden Zuwachs an Neuerkenntnissen, der in den letzten zwanzig Jahren hinsichtlich des in der Urzeit gelegenen germanischen Siedlungsraumes, seiner Ausbreitung²⁷, seiner Kultur²⁸ und seiner Religion²⁹ mannigfach zu verzeichnen ist und unser Bild vom germanischen Altertum in nennenswerter Weise vervollkommen hat, einer Begründung. Sie ist aber mit unseren Aus-

diese Tatsachen in der Beweisführung verwendet werden, fordert unsere schärfste Kritik heraus.“ Dabei, so scheint es wenigstens, ist Hauer selber nicht gegen die Kulturhistorie an sich. Denn auch für ihn liegt die Lösung der Indogermanenfrage nur in einer universalhistorischen (also keineswegs bloß in einer prähistorischen) Methode.

²⁷ Hier wäre insbesondere das Neueste über die Verhältnisse im Grenzgebiet (Carnuntum und Altbachtal bei Trier; siehe auch E. Gamilscheg, *Romania Germanica*, Berlin 1935) sowie über die bodenkundlichen Spuren der Germanen in der Ostmark und in Mähren (Beninger) zu erwähnen.

²⁸ Von besonderer Bedeutung die Grabungen der SS Forschungsgemeinschaft im ehemaligen Semnonenland an der Havel, dem Urgebiet der ganzen suebischen Stammesfamilie. Reinerths verdienstliche Arbeiten über das Federseemoor in Württemberg betreffen viel mehr Indogermanisches bis herauf zur Hallstattzeit als das Germanische.

²⁹ Auf deutschem Boden gelegen, aber vorgermanisch und wohl überhaupt auch wurzelhaft fremdgermanisch, sind die magdalenienartigen Felsritzungen im Altmühltal der bayrischen Ostmark sowie Spuren von einer runden Dorff Feuerstätte bei Göttingen (S. Crome, *Mogk-Festschrift* 1924, S. 510 f.). Germanenkundlich bedeutsam erscheinen vor allem das von Guthjahr beschriebene Hundebauopfer von Teltow, ferner die jetzt auf Grund neu zu Tage getretener Überschneidungen der Schichten nach Richthofen am ehesten als ostgermanisch zu deutenden Opfergruben von Losow, schließlich die Studien W. Gehls an isländischen Kultstätten (Mannus 1939).

führungen schon gegeben. Noch wichtiger als alles Stoffliche war es eben, sich Klarheit darüber zu verschaffen, wie es um die neue Sicht bestellt sei, die nach dem Weltkrieg in die Urzeitforschung hineinkam, als sie kühn ihren Bereich von der bloßen Bodenaltertumskunde weiter spannte zum Rahmen einer urzeitlichen Universalwissenschaft. Das abschließende Urteil über diese Entwicklung kann nunmehr auf Grund der Erfahrung von über fünfzehn Jahren so formuliert werden: Zweifellos steht da einer noch recht verworrenen grundsätzlichen Meinungsverschiedenheit ein wirkliches Verdienst gegenüber, das sich die Kulturhistorie an den beiden umstrittensten Randgebieten des Urzeitlichen erworben hat. Dieses liegt vor allem in einer Beruhigung alter, im Aufwerfen neuer Fragestellungen und im größtmöglichen Tiefgang einer an sich durchaus berechtigten, allenthalben befruchtenden, aber doch im einzelnen sehr zur Vorsehnlichkeit geneigten Auffassung vom Kulturverlauf. Die Methodik dieser Kulturhistorie hat sich noch in mannigfacher Beziehung zu läutern. Ihr Kern bleibt aber unerschüttert, ihre besondere Zielhaftigkeit in der Erforschung des Urzeitlichen unbestreitbar. Ihre Mitarbeit aber, die Zukunft wird es noch deutlicher lehren, ist überall dort, wo Urzeitliches gefragt ist, nicht zuletzt bei rassen-theoretischen Untersuchungen, schlechthin unerlässlich. Der ihr eigene Blick nach allen Seiten wird durch das äußere und innere Lodern eines neuen Tages im Leben unseres Volkes nicht weniger gefördert als durch die kühle Gesetzmäßigkeit eines streng gezügelten Wissenschaftsbetriebes. Und von der Höhenlage des deutschen Volkstums aus wird ihm erst recht ein volles Überschaun und Zusammenschauen möglich.

Nachwort der Schriftleitung. Was der vorliegende Beitrag auf einem wissenschaftlichen Teilgebiet als Ergebnis der Entwicklung der Ugermanenforschung darbietet, berührt sich eng mit dem Gedanken, die Professor Dr. W. Schultze in seiner programmatischen Rede zur Eröffnung einer neuen wissenschaftlichen Akademie des NSD.-Dozentenbundes der Universität Gießen am 3. November 1940 ganz allgemein für die jüngste Vergangenheit und die Aufgaben der Zukunft ausgesprochen hat. In folgerichtiger Weiterführung der geistigen Linie seit 1933 bedeutet der Augenblick „das Stadium der Weltentscheidung“, die durch „die geistige Stärke des germanisch-deutschen Menschen“ herbeigeführt wird. In der Tat muß es unsere Aufgabe sein, von einer sachlichen, unerschütterlichen Mitte her zu einer „einheitlichen Grundausrichtung aller Fachwissenschaften“ zu kommen. „Geschlossene und entschlossene Persönlichkeiten“ werden dieses Ziel erreichen.